

Tami Hoag  
Tödlich ist die Nacht

Roman

Aus dem Englischen  
von Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck

**BLANVALET**

# 1

Der Verkehr von L. A.

Rushhour.

Vier Stunden Rushhour und kein Ende. Jeder Angelino beeilte sich, nach Hause zu kommen, bevor der Himmel seine Schleusen öffnete und es zu schütten begann. Den ganzen Tag über hatte eine drückende bleierne Wolkendecke über der Stadt gelegen. Endloses diffuses Dämmerlicht in den Betonschluchten zwischen den Wolkenkratzern von Downtown. Die Luft elektrisch geladen vor Erwartung.

*In die Pedale treten. Hände fest um die Lenkergriffe geklammert. Taube Fingerspitzen. Augen auf die Lücke zwischen einem Jaguar und einem FedEx-Transporter gerichtet. Schmerzende Oberschenkel. Steinharte Waden. Der Geschmack von Abgasen. Trockene, brennende Augen hinter der Schwimmbrille. Eine Tasche voller Blaupausen in Pappröhren auf dem Rücken.*

Aus dem Funkgerät, das wie ein Revolver an seinen Oberschenkel geschnallt war, kam ein Knistern und dann die heisere Stimme von Eta Fitzgerald, der Disponentin in der Zentrale. Er kannte ihren richtigen Namen nicht. Sie nannten sie Eta, weil es das war, was sie den ganzen Tag, jeden Tag, von ihr hörten: *ETA? ETA Sechzehn? Zentrale an Jace. ETA? Wo steckst du, Herzen?*

Ihm blieben drei Minuten, um es bis in das Planungsbüro im siebzehnten Stock eines Gebäudes zu schaffen, das noch mehrere Blocks entfernt lag. Der Wachmann am Empfang war ein Idiot. Er verriegelte Punkt sechs die Türen und scherte sich nicht da-

rum, ob noch jemand draußen auf der Straße stand und hineinwollte. Der Kerl hätte ohne mit der Wimper zu zucken seine eigene Mutter da stehen lassen, falls er eine hatte, was Jace bezweifelte. Er sah aus wie etwas, das aus irgendeinem Erdloch gewachsen war. Ein menschlicher Giftpilz.

*Gewicht nach rechts verlagern. Knapp vor dem Jaguar einscheren.*

Hinter ihm ertönte die Hupe des Jaguars, während er noch schneller in die Pedale trat, um ein paar Zentimeter Abstand zwischen sein Hinterrad und die Stoßstange des Wagens zu bringen. Die Ampel vor ihm war auf Gelb umgesprungen, aber der FedEx-Transporter gab noch einmal Gas. Jace fuhr rechts neben den Wagen, dann streckte er die Hand aus, hielt sich oberhalb des Radkastens fest und ließ sich von dem Transporter über die Kreuzung und weiter die Straße hinunterziehen.

Er war der Meister des toten Winkels. Wenn der Typ hinter dem Lenkrad einen Fahrradkurier entdeckte und etwas gegen den blinden Passagier hatte, konnte es passieren, dass der Kurier, ehe er sich's versah, wie eine Fliege an der Windschutzscheibe klebte. Die Fahrer von FedEx waren für gewöhnlich cool. Simpatico. Von Kurier zu Kurier. Sie stellten beide die Verbindung zwischen Leuten dar, die es einen Dreck interessierte, wer sie waren, solange sie sich nicht mit einer Sendung verspäteten.

Das Gebäude kam in Sicht. Jace warf kurz einen Blick über die Schulter, ließ den Transporter los und schwenkte nach rechts, quer über eine zweite Fahrspur, was erneut wütendes Gehupe nach sich zog. Er setzte zwischen einem Hydranten und einem Cadillac, der im Halteverbot stand, zum Sprung über die Gehsteigkante an. Die Beifahrtür des Wagens wurde genau in dem Augenblick aufgerissen, als das Fahrrad mit beiden Reifen in der Luft war.

*Scheiße!*

Jace riss den Lenker nach rechts und verlagerte sein Gewicht nach links, als das Fahrrad wieder auf dem Boden landete. Die alte Dame, die gerade aus dem Cadillac steigen wollte, schrie auf

und fiel zurück auf den Sitz. Der Vorderreifen des Fahrrads traf hart auf dem Pflaster auf.

Jace hielt sich auf seinem Rad wie eine Zecke auf dem Rücken eines Hundes. Er berührte die Bremsen kaum, aber es reichte, um die Situation wieder in den Griff zu bekommen.

*Bloß keine Panik. Panik ist tödlich. Bleib cool, J. C. Du schaffst es. Konzentrier dich. Ganz ruhig.*

Er hielt die Augen auf sein Ziel gerichtet. Er konnte sehen, wie der Idiot von Wachmann mit den Schlüsseln in der Hand auf die Eingangstür zusteuerte.

*Scheiße!*

Panik. Nicht wegen der Gefahr, verletzt zu werden, sondern wegen der Gefahr, ausgesperrt zu werden. Den Kunden würde es nicht interessieren, dass er die Sendung viel zu spät losgeschickt hatte oder dass der Kurier um ein Haar von der Tür eines Cadillac niedergestreckt worden wäre. Wenn die Sendung nicht rechtzeitig ankam, war der Teufel los.

Drei Meter vor der Tür sprang er ab und ließ das Rad auf den Boden fallen. Er hatte keine Zeit, es abzuschließen, er musste einfach hoffen, dass es noch da war, wenn er wieder herauskam. Er rannte zur Tür, stolperte, verlor das Gleichgewicht und schlug mit wild rudernden Armen und Beinen hart auf dem Pflaster auf. Die Pappröhren mit den Blaupausen flogen in hohem Bogen aus seiner Tasche und rollten über den Gehweg.

*Keine Zeit, um nachzusehen, ob er sich verletzt hatte oder sich Gedanken über Schmerzen zu machen.*

Er rappelte sich hoch und stolperte und taumelte weiter, während er gleichzeitig versuchte, die Pappröhren einzusammeln. Der Wachmann startete ihn durch die Glasscheiben an. Ein grobknochiges, graues Gesicht, misstrauisch verzogen. Er drehte den Schlüssel im Schloss um und ging weg.

»Hey!«, schrie Jace und trommelte gegen die Scheibe. »Hey, machen Sie auf!«

Der Wachmann tat so, als würde er ihn nicht hören. Schwein. Es war eine Minute vor sechs, und der Kerl dachte an nichts an-

deres als daran, auf den Freeway zu kommen und nach Pomona oder ins Valley zu zuckeln oder in welchem langweiligen, beschissenen Vorort auch immer er sich jeden Abend verkroch. Wie käme er dazu, drei Minuten länger zu bleiben, um eine Sendung entgegenzunehmen? Die Macht wegzugehen war vermutlich die einzige, über die er in seinem armseligen Leben verfügte.

»Arschloch!«, schrie Jace. Am liebsten hätte er gegen die Tür getreten, aber bei seinem Glück würde das bescheuerte Ding sicher zerbrechen, und er würde sich in einer Zelle wiederfinden. Wobei er ein bisschen Ruhe und drei Mahlzeiten am Tag durchaus hätte brauchen können. In Jace Damons Leben war Ruhe nicht vorgesehen.

Die Papprohren unter den Arm geklemmt, hob er sein Fahrrad auf und schwang sich in den Sattel. Die Einfahrt zur Tiefgarage des Gebäudes befand sich in der Seitenstraße. Vermutlich war das Gitter heruntergelassen, aber sobald ein Wagen herausfuhr, konnte er hineinschlüpfen. Wenn es einen Gott gab – was er außer in Zeiten größter Bedrängnis bezweifelte –, dann war noch jemand in dem Planungsbüro im siebzehnten Stock. Er hoffte auf die blonde Lori am Empfang, die immer gut gelaunt war und ihm ein Snickers aus ihrem Vorrat in der untersten Schreibtischschublade schenken würde. Er hatte seit dem Frühstück – einem Bagel vom Vortag und einem geklauten Powerriegel – nichts mehr gegessen.

Er postierte sich rechts neben der Einfahrt zur Tiefgarage und drückte sich gerade so weit auf die Seite, dass ihn jemand, der aus der Tiefgarage kam, nicht sehen konnte. Er hatte bereits vor langer Zeit gelernt, sich unsichtbar zu machen, sich im Verborgenen zu halten, ständig auf der Hut zu sein. Strategien, um auf der Straße zu überleben.

Aus seinem Funkgerät drang ein Geräusch wie vom Abreißen eines Klebebands. »Sechzehn? Bist du irgendwo da draußen? Zentrale an Jace. Zentrale an Jace. Hey, Lone Ranger, wo steckst du? Ich hab hier Probleme mit Knete.«

*Knete* war Etas Bezeichnung für Kunde. Der Inhaber des Planungsbüros war auf der anderen Leitung und brüllte herum.

»Ich bin im Aufzug«, sagte Jace. Er schaltete das Funkgerät ein paarmal an und aus. »Zentrale? Ich habe keinen Empfang mehr, Zentrale!«

Das Gitter setzte sich rasselnd in Bewegung. Aus der Tiefgarage kam ein hässlicher, schleimgrüner Chrysler. Hinter dem Lenkrad saß der Wachmann. Jace zeigte ihm den Mittelfinger, während er an ihm vorbei in die Garage bog und sein Fahrrad über die Rampe nach unten rollen ließ.

Der Koreaner an der Kasse warf Jace nur einen flüchtigen Blick zu, als er um die heruntergelassene Schranke schoss, die verhinderte, dass irgendwelche fremden Autos in die Tiefgarage fuhren. Jace steuerte den Aufzug an und sprang von seinem Fahrrad, als im gleichen Augenblick die Türen aufgingen und ein Grüppchen gut gekleideter Angestellter heraustrat, die ihren Bürozellen für diesen Tag entkommen waren. Eine blonde Frau, die einen helmartigen Pagenschnitt und einen Regenmantel mit Leopardenmuster trug, sah ihn an, als sei er ein Hundehaufen und presste ihre Designerhandtasche an die Brust, während sie an ihm vorbeiging.

Jace grinste sie an. »Wie geht's?«

Sie schnaubte und eilte davon. Leute, die Anzüge und Kostüme trugen und in Büros saßen, begegneten Fahrradkurieren für gewöhnlich mit Misstrauen. Sie waren Rebellen, Krieger der Straße, Außenseiter der Gesellschaft in merkwürdiger Aufmachung, die in die geregelte, ehrenwerte Geschäftswelt eindringen. Die meisten Kuriere, die Jace kannte, waren von Kopf bis Fuß tätowiert und hatten mehr Piercings als ein Sieb Löcher. Sie liefen Reklame für ein Leben außerhalb geordneter Bahnen, Individualisten, denen das Anderssein auf die Stirn geschrieben war.

Jace verzichtete auf derartige Statements. Er zog das an, was er billig oder umsonst im Selbsthilfeladen bekam – weite Shorts und Sweatshirts mit abgeschnittenen Ärmeln, die er über Radlerhosen und langärmeligen T-Shirts trug. Seine Haare standen wie Stacheln durch die Schlitze in seinem Fahrradhelm. Die Schwimmbrille ließ ihn wie einen Außerirdischen aussehen.

Er nahm die Brille ab und rieb sich den Staub aus den Augen,

während er sein Rad in den Aufzug schob und die 17 drückte. Sein Geruch stieg ihm in die Nase – alter Schweiß und Abgase. An diesem Tag hatte er dreiundzwanzig Sendungen ausgeliefert und konnte spüren, dass der Dreck der Stadt wie ein Film auf seiner Haut klebte. Er hatte sich draußen vor der Tür auf dem Gehweg das Knie aufgeschlagen. Blut lief in langsamen, dicken Tropfen über sein schmutziges, nacktes Schienbein und wurde von seiner ausgeleierten, grauen Socke aufgesogen.

Wenn er endlich zu Hause war und sich unter die Dusche stellen konnte, würde er diesen Tag von sich abwaschen und wieder zu einem blonden weißen Jungen werden. Er würde ein paar Stunden mit seinem kleinen Bruder Tyler verbringen und sich dann hinter seine Bücher setzen, bis er über ihnen einschlief. Nur allzu bald würde es wieder halb sechs sein und ein weiterer Tag damit beginnen, dass er in dem Fischmarkt in Chinatown, über dem sie wohnten, Eis in die Kühlboxen schaufelte.

*Mein Leben ist beschissen.*

Er erlaubte sich nur selten, sich das einzugestehen. Was hatte es für einen Sinn, lange darüber nachzudenken? Er hatte nicht die Absicht, sein Leben ewig auf diese Weise fortzuführen. Das war es, worauf er sich konzentrieren musste: Veränderung, Verbesserung, die Zukunft.

Er hatte eine Zukunft. Tyler hatte eine Zukunft – dafür hatte Jace bisher gesorgt, und er würde auch weiterhin dafür sorgen. Und ihre Zukunft würde tausendmal besser sein als alles, was ihnen das Leben bis jetzt geboten hatte. Es war nur eine Frage der Zeit und der Zielstrebigkeit und des Willens.

Ein Gong ertönte und die Türen des Aufzugs gingen auf. Das Planungsbüro lag am Ende des Korridors auf der linken Seite. Nr. 1701. Planung und Entwicklung. Lori, die niedliche Empfangsdame, war schon weg, und damit war auch die Chance auf ein kostenloses Snickers dahin. Mr. Planung und Entwicklung stand an ihrem Schreibtisch und brüllte ins Telefon. Er hielt abrupt inne und knallte den Hörer auf die Gabel, als Jace mit den Blaupausen hereinkam.

»Das wird aber auch Zeit, verdammt noch mal!«, schrie er. »Da wäre ja meine achtzigjährige Mutter mit ihrer Gehhilfe schneller hier gewesen!«

»Tut mir Leid«, sagte Jace und hielt ihm die Empfangsbestätigung entgegen. Er verzichtete auf weitere Entschuldigungen oder Erklärungen. Er wusste aus Erfahrung, dass Mr. Planung und Entwicklung sich nicht dafür interessierte. Ihn interessierte nur, dass er jetzt seine Blaupausen hatte und sein Leben weiterleben konnte.

Er riss Jace die Empfangsbestätigung aus der Hand, kritzelte eine Unterschrift darunter und warf sie ihm wieder zu. Kein Danke, kein Trinkgeld, kein gar nichts. Lori hätte vielleicht sein aufgeschlagenes Knie bemerkt und ihm außer dem Snickers noch ein Pflaster gegeben und ihn ein bisschen bedauert. Jetzt musste er sich mit der Vorstellung zufrieden geben. Wenigstens in seiner Fantasie führte er ein Leben, in dem er es sich leisten konnte, ein Mädchen in ein nettes Restaurant auszuführen.

Zurück auf der Straße funkte er die Zentrale an, um die Lieferung zu bestätigen. Bis ins Büro brauchte er fünfzehn Minuten, dort würde er eine halbe Stunde damit verbringen, seine Empfangsbestätigungen mit Etas Laufzetteln abzugleichen, auf denen sie notierte, welchen Auftrag sie welchem Kurier erteilt hatte. Viertel nach sieben könnte er unter der Dusche stehen.

»Sechzehn an Zentrale. Jace an Zentrale. Sendung an Mr. Riesenarmleuchter geliefert und quittiert.«

»Verstanden, mein Engel. Der Platz im Himmel ist dir sicher.«

»Ich glaube nicht, dass es einen Himmel gibt.«

»Herzchen, du musst aber an eine bessere Welt als diese hier glauben.«

»Klar. Die heißt Malibu. Ich werd mir ein Haus dort kaufen, wenn ich reich und berühmt bin.«

»Prima, dann komm ich und lass mich von dir aushalten. Kriegst dafür auch jede Menge Schokoküsse von mir, Baby.«

Eta wog zweihundert Pfund, hatte fünf Zentimeter lange, knallrosa lackierte Fingernägel und ein Medusenhaupt voller Zöpfchen.

»Da wirst du dich hinter Claire Danes und Liv Tyler anstellen müssen.«

»Mein Schatz, solche mageren kleinen weißen Mädchen ver-  
speise ich zum Frühstück und ihre Knöchelchen benutze ich als  
Zahnstocher.«

»Eta, du machst mir Angst.«

»Das ist gut. Wie sollte ich dich sonst rumkommandieren und  
dir beibringen, dass ich noch eine Fahrt für dich habe?«

Sein Seufzer kam aus tiefster Seele. »Kommt nicht in Frage.  
Nicht heute Abend. Funk jemand anders an.«

»Ist keiner mehr da. Nur noch du, Lone Ranger, und Baby, du  
bist der Beste.«

Sie gab ihm die Adressen durch, wo er die Sendung abholen  
und wo er sie abgeben sollte, und schlug ihm dann noch vor, dass  
er ihr von dem Trinkgeld, das er bekommen würde, einen Dia-  
mantring kaufen könnte.

Jace saß im Licht der Notbeleuchtung neben der Garagenein-  
fahrt auf seinem Fahrrad und starrte auf den Zettel, auf dem er  
Namen und Adresse notiert hatte, und ihm ging durch den Kopf,  
dass er nur ein einziges Mal von jemandem etwas bekommen  
hatte, das wirklich etwas wert war, und das war kein Trinkgeld,  
sondern ein weiser Spruch: Gut zu sein ist gut, Glück zu haben  
ist besser.

Als er den Zettel zusammenfaltete, begann es zu regnen.

## 2

Der Fernseher, der in dem voll gestellten Bücherregal auf der an-  
deren Seite des Zimmers stand, lief vor sich hin, während Lenny  
Lowell das Päckchen für den Kurier fertig machte. Die gedämpfte  
Beleuchtung verwandelte sein Büro in eine Oase des Lichts in-  
mitten einer ansonsten dunklen Reihe billiger Geschäfte – eine  
Yogaschule, eine Wahrsagerpraxis, ein Nagelstudio, das von Pros-

tituierten besucht wurde. Das Kautionsbüro ein Stück weiter auf der anderen Seite der Straße hatte noch geöffnet, und dahinter warf eine Tankstelle gleißende Lichtkegel wie auf einem Gefängnishof.

Der Tankwart hatte sich vermutlich schon hinter mehreren Zentimetern kugelsicherem Glas in seinem Kabuff verbarrikadiert. Aber heute Nacht würden nicht viele Verbrechen passieren, deretwegen sich der Tankwart oder der Betreiber des Kautionsbüros Sorgen machen müssten. Es regnete. In L. A. bleiben bei Regen sogar die Kriminellen zu Hause.

Im Fernsehen berichtete eine attraktive brünette Sprecherin gerade über das jüngste Jahrhundertverbrechen. Für den bevorstehenden Prozess gegen den Schauspieler Rob Cole, der beschuldigt wurde, auf brutale Weise seine Ehefrau Tricia ermordet zu haben, fand zurzeit die Auswahl der Geschworenen statt.

Lennys Mandantenliste dagegen las sich wie ein *Who is Who* der berüchtigtsten Stammkunden des Los Angeles Police Department.

Nicht dass er sich hätte beklagen können. Die Welt war voller Gewohnheitstäter, die zu viel Geld hatten, um einen Pflichtverteidiger gestellt zu bekommen, und zu wenig Verstand, um sich nicht erwischen zu lassen. Lenny betrieb eine florierende Kanzlei. Und seine neueste Nebentätigkeit hatte ihm einen Cadillac und ein Flugticket auf die Cayman-Inseln eingebracht. Trotzdem hatte er Anwälte wie Martin Gorman, Johnny Cochran und Robert Shapiro immer darum beneidet, dass sie im Rampenlicht standen. Er hatte nur nie eine Möglichkeit gefunden, ohne Talent und Verbindungen dorthin zu gelangen.

Der Bildschirm wurde jetzt von einem Foto von Tricia Crowne-Cole ausgefüllt. Sie war nicht besonders attraktiv, sie wirkte irgendwie plump und unscheinbar mit den braunen Haaren, die für eine Frau ihres Alters zu lang waren (sie musste über fünfzig sein – erheblich älter als Cole, vorausgesetzt, dass er Anfang vierzig war, wie er immer behauptete). Außerdem trug sie eine Brille, die sie wie eine altjüngferliche Bibliothekarin aussehen ließ.

Man hätte meinen sollen, dass die Tochter eines Milliardärs einen Teil des vielen Geldes darauf verwendete, mehr aus sich zu machen. Vor allem in einer Stadt, in der Frauen die Telefonnummern ihres Schönheitschirurgen und ihres Lieblingsdesigners als Kurzwahl gespeichert hatten. Ein paar Millionen Dollar konnten aus einem schlichten Äußeren etwas Umwerfendes machen.

Als ganz normaler Bürger konnte man sich nur schwer vorstellen, welches Interesse jemand an ihrem Tod haben könnte. Sie hatte ihr Leben der Aufgabe gewidmet, die gemeinnützige Stiftung ihres Vaters zu verwalten. Es gab keine Krankheit, die Norman Crowne nicht zu heilen versuchte, kein soziales Anliegen, für das er nicht eintrat, keine Extravaganzen in der Kunst, die er nicht unterstützte – durch Tricia. Sie stellte das soziale Gewissen ihres Vaters dar.

Als Durchschnittsbürger konnte man sich überhaupt nicht vorstellen, dass irgendjemand fähig war, sie auf so brutale Weise zu ermorden, indem er sie zuerst erwürgte und anschließend mit einer Skulptur von der Größe einer Bowlingkugel auf ihr Gesicht einschlug. Lenny war kein Durchschnittsbürger. Er hatte all das schon tausendmal gehört und wusste nur zu gut, wozu Menschen fähig waren, wozu Eifersucht und Hass sie treiben konnten.

In der Stadt kursierte das Gerücht, dass Tricia, der ständigen Seitensprünge ihres Mannes und der ewigen Auseinandersetzungen überdrüssig, kurz davor gestanden hatte, Rob Cole vor die Tür zu setzen. Cole hatte mit Starallüren, Dummheit und einem letztlich bescheidenen Talent seine Karriere verspielt. Er hatte sein ganzes Geld durchgebracht und dazu noch eine Menge von ihrem. Einen beträchtlichen Teil davon hatte er sich in die Nase gezogen. Ein weiterer beträchtlicher Teil war in Entzugskliniken geflossen – in Form von wohlthätigen Spenden, wie sich herausstellte. Rob Cole besaß nicht genug Charakter, um sich selbst aus dem Sumpf herauszuziehen, und nicht genug Verstand, um seine Schwächen vor der Öffentlichkeit zu verbergen.

Der maßgeschneiderte Mandant für Leonard Lowell, dachte Lenny mit Bedauern. Er hätte sich einen Namen damit machen

können, Rob Cole aus dieser Sache herauszupauken – einen Namen, der dann selbst den Leuten etwas gesagt hätte, die kein Vorstrafenregister hatten. Stattdessen würde Rob Cole Martin Gorman Kopfschmerzen bereiten. Lenny hatte ein paar andere Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Das Läuten der Türglocke verkündete, dass der Kurier da war. Als Lenny um seinen Schreibtisch herumging, warf er einen Blick auf die Prospekte, die ihm der Rotschopf aus dem Reisebüro im ersten Stock gegeben hatte, und fragte sich, ob er sie wohl dazu überreden könnte, ihn zu begleiten. Palmenstrand und eine heiße Braut. Paradiesisch.

Jace drückte ein zweites Mal auf die Klingel, obwohl er sehen konnte, dass Lenny Lowell aus dem Büro in das dunkle Vorzimmer trat, in dem tagsüber seine Sekretärin saß – eine Frau mit strohblonden Haaren und einer Schmetterlingsbrille, die jeder nur »Doll« nannte. Lenny hatte etwas von einer Figur aus einem dieser alten Filme, in denen alle Männer Hüte und weit geschnittene Anzüge trugen und jeder rauchte und schnell redete.

Jace war schon oft in Lennys Büro gewesen. Ein großer Teil der Kuriersendungen wurde von irgendwelchen Anwälten losgeschickt oder in Empfang genommen – sehr zum Missvergnügen der Kuriere. Anwälte waren bekannt für ihre Knauserigkeit, und man konnte es ihnen nie recht machen. Für ihre alljährliche Feier an Thanksgiving bastelten die Kuriere immer eine große Strohuppe, die dem meistgehassten Anwalt des Jahres nachgebildet war. Sie stopften das Ding besonders fest aus, damit jeder die Chance hatte, mehrmals darauf einzudreschen.

Jace spielte das Spiel mit, ohne zu verraten, dass er die Absicht hatte, eines Tages zur Kaste der Verachteten zu gehören. Er war in Verhältnissen aufgewachsen, in denen er die Erfahrung gemacht hatte, dass das Gesetz oft gegen die Menschen arbeitete – vor allem gegen Kinder. Er hatte vor, das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden – seinem Leben eine andere Richtung zu geben und hoffentlich auch dem einiger anderer Menschen. Da er jedoch am

College nur zwei Seminare pro Semester belegen konnte, wären die meisten seiner Kollegen vermutlich schon tot oder weggezogen, wenn er endlich das Examen ablegte. Falls jemals eine Strohpuppe für Jace gebastelt werden sollte, dann würden es Fremde sein, die so lange darauf einschlugen, bis die Füllung herausquoll.

In der Zwischenzeit ließ er keine Gelegenheit aus, mit jedem Anwalt, mit dem er zu tun hatte, ein paar Worte zu wechseln, er wollte einen guten Eindruck machen und so viel wie möglich über den Beruf und die Leute, die ihn ausübten, in Erfahrung bringen. Netzwerke schaffen. Auf den Tag hinarbeiten, an dem er auf der Suche nach einem Job war, eine Empfehlung brauchte, einen Rat.

Lowell machte die Tür auf, sein langes Pferdegesicht verzog sich zu einem Lächeln, das zwei Reihen unnatürlich weißer Zähne sehen ließ.

»Weder Wind noch Smog noch finstere Nacht«, dröhnte er. Er hatte getrunken. Jace roch den Bourbon, den auch das billige Rasierwasser nicht überdecken konnte.

»Hallo, Lenny«, sagte er und schob sich an ihm vorbei. »Das schüttet vielleicht, Mann.«

»Deshalb kriegst du ja auch so viel Geld, mein Junge.«

»Ja, klar, ich wälze mich drin«, sagte Jace und widerstand dem Drang, sich zu schütteln wie ein nasser Hund. »Das hier mache ich nur, weil's so spannend ist.«

»Dein Leben ist einfach«, meinte der Anwalt, während er zurück in sein Büro ging. »Das hat wirklich einiges für sich.«

»Ja, zum Beispiel, dass es beschissen ist. Glauben Sie mir, Lenny, ich würde lieber in Ihrem neuen Cadillac rumfahren als auf meinem Fahrrad. Vor allem heute Abend. Mann, ich hasse diesen Regen.«

Lowell wedelte ihm mit seiner großen knochigen Hand vor der Nase herum. »Ach was, Regen ist gut für die Haare. Es sei denn, du bist so ein armes Schwein wie Rob Cole. Dem steht das Wasser schon bis zum Hals.«

Jace sah sich in dem Büro um, in dem sich Bücher und Papiere

und Aktenordner stapelten. Auf dem Schreibtisch standen neben einem Bowlingpokal von 1974 zwei gerahmte Fotografien – die eine zeigte ein Rennpferd mit einem Siegerkranz um den Hals, die andere eine hübsche junge Frau mit langen, dunklen Haaren und einem zuversichtlichen Lächeln, Lennys Tochter Abby. Jurastudentin, wie Lenny ihm erzählt hatte.

»Gorman wird ihn raushauen«, sagte Jace und nahm den Bowlingpokal in die Hand, um die Inschrift zu lesen: 2. MANN-SCHAFTSPLATZ, HOLLYWOOD BOWL, 1974. Es war nicht schwer, sich Lenny in einem dieser Bowlinghemden aus den Fünfzigern vorzustellen, die Haare mit viel Pomade nach hinten gekämmt. »Gorman ist gut. Er ist besser als gut.«

»Gut zu sein ist gut, Glück zu haben ist besser, mein Junge«, gab Lowell zurück. »Martin tritt in einem abgekarteten Spiel an. Geld ist Macht. Daran musst du immer denken.«

»Würde ich, wenn ich welches hätte.« Jace stellte den Pokal zurück und kratzte sich unter seiner billigen Regenjacke aus Plastik am Arm. Er hatte im Neunundneunzigcentladen gleich ein halbes Dutzend davon gekauft, weil sie sich auf die Größe einer Geldbörse zusammenfalten ließen und in seiner Tasche nicht viel Platz beanspruchten. So eine Jacke hielt selten mehr als einen Regenguss aus, aber die Chancen standen gut, dass sechs davon über den Winter reichen würden.

»Hier«, sagte Lowell und drückte ihm einen Zwanzigdollar-schein in die Hand. »Für deine Mühe, Junge. Aber hau nicht gleich alles auf einmal auf den Kopf.«

Jace machte Anstalten, den Schein gegen das Licht zu halten.

Lowell ließ ein Schnauben hören. »Der ist echt. Mein Gott. Der letzte Geldfälscher, den ich verteidigt habe, ist 1987 nach San Quentin gewandert. Das Geschäft ist jetzt fest in der Hand der Russen. Damit will ich nichts zu tun haben. Im Vergleich zu diesen Scheißkerlen wirkt Hannibal Lecter wie eine trübe Tasse mit Essstörung.« Er hob sein Glas. »Auf ein langes Leben. Meins. Wie wär's mit einem kleinen Schluck, mein Junge?«

»Nein danke, ich trinke nicht.«

»Fahrer mit Verantwortung, hm?«

»So was in der Art.«

Erwachsener mit Verantwortung, so lange er denken konnte, aber das erzählte er Leonard Lowell nicht. Er erzählte nie jemandem etwas über sein Leben. Keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Je weniger die Leute wussten, desto weniger interessierten sie sich für ihn und desto weniger waren sie darauf versessen, ihm zu »helfen«. Zwanzig Dollar extra waren die einzige Art von Hilfe, die Jace brauchte.

»Danke, Lenny, das ist wirklich nett von Ihnen.«

»Schon gut, Junge. Sag deiner Mutter, sie hat einen anständigen Jungen großgezogen.«

»Tu ich.«

Würde er nicht tun. Seine Mutter war vor sechs Jahren gestorben. Er hatte sich zum größten Teil selbst großgezogen und Tyler auch.

Lowell überreichte ihm einen zwölf mal siebzehn Zentimeter großen gepolsterten Umschlag. Er klemmte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, die auf und ab wippte, während er weiter sprach und gleichzeitig in den Taschen seiner weiten Hose nach einem Feuerzeug suchte. »Es ist nett von dir, dass du das noch für mich erledigst, Junge. Hast du die Adresse?«

Jace wiederholte sie aus dem Gedächtnis.

»Achte darauf, dass es trocken bleibt«, sagte Lowell und blies den Rauch an die vergilbte Decke.

»Als hinge mein Leben davon ab.«

### 3

*Berühmte letzte Worte*, dachte Jace später jedes Mal, wenn er sich an diesen Abend erinnerte. Doch als er jetzt in den Regen hinaus trat und das Bügelschloss an seinem Fahrrad aufschloss, dachte er nichts.

Statt den Umschlag in seine Tasche zu stecken, schob er ihn unter sein T-Shirt und stopfte ihn zusammen mit dem Stoff in den Bund seiner Radlerhose. Warm und trocken.

Unter der blauen Neonschrift, die für SPIRITISTISCHE SITZUNGEN warb, stieg er auf sein Rad und begann in die Pedale zu treten, mit müden Beinen, schmerzdem Rücken und kalten Fingern, die keinen Halt an den nassen Lenkergriffen fanden. Sein Gewicht verlagerte sich von Pedal zu Pedal, das Fahrrad pendelte von einer Seite zu anderen, bis die Bewegung zur vorwärts treibenden Kraft wurde, während er an Geschwindigkeit zulegte. Die Schmerzen wichen allmählich dem vertrauten Taubheitsgefühl.

Eine letzte Fahrt.

Er würde den Papierkram bis zum nächsten Morgen liegen lassen. Diese Sendung ausliefern, nach Hause fahren und sich unter die heiße Dusche stellen. Er malte es sich aus: warmes Wasser, das auf seine Schultern prasselte, die Knoten in seinem Nacken löste, heißer Dampf, der den Gestank der Stadt aus seiner Nase vertrieb und seinen Lungen, die den ganzen Tag über Autoabgase einge-sogen hatten, Linderung brachte. Er dachte an die scharfe, süß-saure Suppe von Madame Chen und an die sauberen Laken auf dem Futon, und er bemühte sich nach Kräften, den kalten Regen zu ignorieren, der ihm ins Gesicht schlug und die Ölschicht vom Asphalt der Straße wusch.

Auf Autopilot gestellt fuhr er weiter, während er seine Gedanken schweifen ließ. An der Tankstelle vorbei, nach rechts. Zwei Blocks geradeaus, dann nach links. Die Nebenstraßen waren verlassen, finster. Niemand hielt sich um diese Zeit in diesem Teil der Stadt auf, wenn er nicht einen sehr guten Grund dafür hatte. Die Geschäfte in den heruntergekommenen Flachbauten – eine Glaseri, ein Laden für Klimaanlage, ein Möbelrestaurator, eine Autowerkstatt – schlossen um sechs.

Er hätte sich vielleicht Gedanken darüber gemacht, dass es eine merkwürdige Empfängeradresse für eine Sendung von einem Anwalt war, wenn es sich bei diesem Anwalt nicht um Lenny gehan-

delt hätte, und Lennys Klientel bestand nun mal aus Kriminellen, die es auf der Karriereleiter nicht besonders weit nach oben geschafft hatten.

Im spärlichen Licht der Straßenbeleuchtung warf er einen Blick auf die Hausnummern. Es musste das erste Haus auf der rechten Seite nach der nächsten Kreuzung sein. Nur dass an der Stelle des ersten Hauses auf der rechten Seite nach der nächsten Kreuzung ein Loch gähnte.

Jace fuhr daran vorbei, warf einen Blick auf die Nummer des Nachbarhauses, das abgesehen von der Notbeleuchtung über der Eingangstür dunkel dalag.

Jace beschlich ein unbehagliches Gefühl, als würde ihm jemand mit dem Fingernagel über den Nacken kratzen. Er wendete und fuhr noch einmal langsam an dem unbebauten Grundstück vorbei.

Scheinwerfer leuchteten auf und blendeten ihn eine Sekunde lang.

Was für eine bescheuerte Lieferung war das denn? Drogen? Eine Geldübergabe? Was auch immer es war, Jace wollte nichts damit zu tun haben. Nur ein Idiot würde da reinfahren und um eine Unterschrift auf einer Empfangsbestätigung bitten.

Wut überkam ihn. Und Angst. Man hatte ihn mitten in der Nacht zu einem verlassenen Grundstück geschickt. Zum Teufel damit. Zum Teufel mit Lenny Lowell. Er konnte seine Sendung nehmen und sie sich sonst wohin schieben.

Jace stemmte sich in die Pedale, um zu verschwinden.

Der Wagen schoss vorwärts, der Fahrer ließ den Motor wie ein sprungbereites Raubtier aufbrüllen, als er direkt auf ihn zukam.

Für den Bruchteil einer Sekunde hielt Jace mitten in der Bewegung inne – unfähig, sich zu rühren. Dann trat er in die Pedale, seine Beine stampften wie Kolben auf und ab, die Reifen seines Fahrrads schlitterten über die nasse Straße. Wenn er geradeaus fuhr, würde ihn der Wagen auf die Motorhaube nehmen. Also riss er den Lenker stattdessen nach links herum. Das Hinterrad rutschte auf dem schmierigen Straßenbelag seitlich weg. Er

stemmte sein linkes Bein auf den Boden, um den Sturz zu verhindern, und richtete das Rad wieder auf. Dann fuhr er direkt auf den Wagen zu.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er nach rechts auswich, beinahe zu spät, und über den Gehweg zurück auf das unbebaute Grundstück fuhr, vorbei an dem Wagen – groß, schwarz, amerikanisches Fabrikat. Er hörte das Schaben von Metall auf Stein, als der Wagen über den Bordstein donnerte und hinten aufsetzte. Die Reifen quietschten auf dem nassen Pflaster, als er schlingend in einem großen Bogen wendete.

Jace fuhr so schnell er konnte den Weg neben dem Grundstück entlang und betete darum, dass es keine Sackgasse war. Das Zentrum von Downtown kannte er wie eine Ratte ihr Revier, jedes Abflussrohr, jede Mülltonne, jeden Spalt in einer Mauer, die als Abkürzung, Fluchtweg, Schutz oder Versteck dienen konnten. Hier war er verletzlich, schutzlos wie ein Kaninchen im offenen Gelände. Beute.

Der Wagen kam hinter ihm her. Der Jäger. Die Lichtkegel der Scheinwerfer schwenkten in der Dunkelheit kurz nach oben und nach unten, als der Wagen erneut über die Bordsteinkante rumpelte.

Jace war schon öfter von irgendwelchen Autos verfolgt worden – Teenager, die sich einfach einen Spaß daraus machten, Männer in einem Anfall von Jähzorn, weil er sie geschnitten hatte oder sich bergauf hatte ziehen lassen oder an ihren Seitenspiegel gestoßen war. Arschlöcher, die es ihm zeigen wollten, ihm Angst machen wollten. Er hatte nie Angst gehabt. Er war auch noch nie gejagt worden.

Wenn er es bis ans andere Ende des Weges schaffte, bevor ihn der Wagen einholte und mit seinen Scheinwerfern erfasste, hatte er eine Fifty-fifty-Chance zu entkommen. Das Ende des Wegs schien Kilometer entfernt zu sein.

Und es war bereits zu spät.

Das Licht der Scheinwerfer strich über seinen Rücken wie eine Pranke, die ihn packen wollte. Der Wagen kam mit dem Getöse

eines Schnellzugs angeprescht und ließ dabei Mülltonnen wie Kegel in alle Richtungen fliegen.

*Scheiße, Scheiße, Scheiße.*

Sein Glück reichte nicht einmal bis ans Ende des Wegs. Er konnte den Wagen nicht abschütteln. Er konnte nicht umkehren und daran vorbeiflitzen. Zu seiner Linken: ein Gebäude ans andere gereiht, davor Mülltonnen und leere Kartons und anderes Gerümpel – ein Hindernisparcours. Zu seiner Rechten: ein Maschendrahtzaun mit Stacheldraht am oberen Ende. Hinter ihm: der Engel des Todes.

Jace griff mit einer Hand nach hinten und zerrte das Bügelschloss aus seiner Tasche. Die Stoßstange des Wagens rammte sein Hinterrad. Um ein Haar wäre Jace auf der Motorhaube gelandet. Er fuhr so nah wie möglich an den Zaun heran und brems-te, so dass er hinter die Stoßstange seines Verfolgers zurückfiel.

Mit der linken Hand schleuderte er das schwere Bügelschloss gegen die Windschutzscheibe. Auf der Scheibe breitete sich ein Netz von Rissen aus. Der Wagen schwenkte nach rechts und drückte ihn gegen den Zaun. Jace machte eine rasche Bewegung zur Seite, zog sich mit beiden Händen an dem Maschendraht hoch und hielt sich fest, als das Fahrrad unter ihm weggezerrt wurde. Die Kappe seines rechten Schuhs blieb im Pedal hängen und sein Körper wurde zur Seite gerissen, als der Wagen das Fahrrad vor sich herschob.

Der Draht schnitt in seine Finger, als das Fahrrad versuchte ihn mitzuziehen. Es fühlte sich an, als würden ihm die Arme ausgekugelt, als würde ihm der Fuß am Knöchel abgerissen, dann war er plötzlich frei und stürzte zu Boden.

Er landete rücklings auf dem rissigen Asphalt, rollte sich herum und richtete sich auf den Knien auf, die Augen starr auf den Wagen gerichtet, während sein Fahrrad unter dessen rechtem Hinterreifen ein schreckliches Ende fand.

Sein einziges Transportmittel. Sein Lebensunterhalt. Hin.

Er war völlig auf sich gestellt. Zu Fuß. Und an einem Fuß fehlte der Schuh. Ein stechender Schmerz zuckte durch seinen

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Kill the Messenger« bei Bantam Dell,  
a division of Random House Inc., New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Blanvalet Verlag ist ein Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2005

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Indelible Ink, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Autorenfoto: Jonathan Exley

Umschlagfoto: Photonica/Attard

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

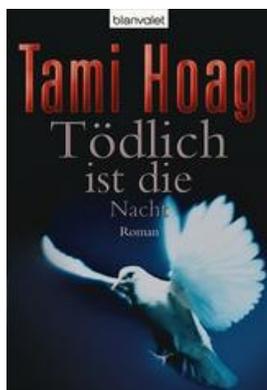
Titelnummer: 36319

UH · Herstellung: Heidrun Nawrot

Printed in Germany

ISBN 3-442-36319-5

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)



Tami Hoag

**Tödlich ist die Nacht**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, 448 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-36319-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2005

Der junge Fahrradkurier Jace Damon erledigt gerade den letzten Auftrag vor Feierabend, als er plötzlich von einem Auto gejagt wird. Schüsse fallen und Jace kommt nur knapp mit dem Leben davon. Was immer in dem Umschlag steckt, den Jace für den Strafverteidiger Lenny Lowell ausliefern soll – irgendjemand ist bereit, ihn dafür zu töten. Als er Lenny Lowell zur Rede stellen will, findet Jace ihn tot in seinem Büro – ermordet. Für Jace beginnt ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit. Denn der skrupellose Killer hat längst wieder seine Fährte aufgenommen, und es gibt nur einen Menschen, der Jace retten kann: die Polizistin Renee Ruiz. Doch leider hält auch sie Jace für Lenny Lowells Mörder ...



Der Titel im Katalog